

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 53 (1948-1949)
Heft: 7-8

Artikel: Auswendig - inwendig
Autor: Stucki, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-315466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auswendiglernen, ja oder nein?

Eine Kollegin sagte mir kürzlich: «Auswendiglernen? Wozu? Es ist eine Plagerei für die Kinder. Für viele eine richtige Qual. Und dabei ist ja alles so schnell wieder vergessen. Nein, wir lernen sozusagen nichts auswendig. Wir lesen und genießen die Gedichte und Erzählungen, ohne daß das Gespenst des Auswendiglernens dahinter steht. Meines Erachtens hat man an anderem Lehrstoff noch genug Gelegenheit, sein Gedächtnis zu schulen, man braucht das quälende Auswendiglernen von Gedichten und Lesestoffen nicht auch noch dazu. Auswendiglernen? Nein!»

Was sagen andere Kolleginnen dazu?

Die Redaktion.

Auswendig — inwendig

Helene Stucki, Bern

Im Mittelhochdeutschen bedeutet das Wort «uzwendic» ganz einfach äußerlich, aus der Umwelt an den Menschen herantretend, durch die Sinnesorgane seine Seele berührend. Die Wende, die Umkehr, die von außen bewirkt wird, ist «uzwendic», diejenige, die aus dem eigenen Innern kommt, ist «innewendic». Erst im Neuhochdeutsch bekommt das Wort seine engere heutige Bedeutung: etwas sagen, vortragen, vorsingen oder auf einem Instrument vorspielen ohne Einsicht in das Buch, das Manuskript, das Notenheft. Wohl kam der Spruch, das Lied, das Klavierstücklein zuerst von außen, durch den aufgeschriebenen Text an den Menschen heran. Aber er hat ihn aufgenommen, in seinem Gedächtnis festgehalten und ist nun fähig, ihn wiederzugeben, zu reproduzieren. Was «uzwendic» war, wurde «innewendic», und das Inwendige sucht wieder den Weg nach außen. Vermittler zwischen innen und außen ist das Wort, der Klang, die Melodie. Jedes Kind ist stolz, wenn es sein Verslein, sein Klavier- oder Geigenstücklein zum erstenmal auswendig vortragen, vorspielen kann, frei von Buch und Blatt, ganz aus sich heraus. Es gibt Musiker, welche ihre Stücke, sogar schwerste Konzertpartien, gleich beim ersten Studium dem Gedächtnis einprägen, sofort auswendig spielen; andere bleiben lange Zeit von den geschriebenen Noten abhängig, das Lösen, das Sich-Befreien macht ihnen große Mühe. Wir bewundern den Redner, der einen längern Vortrag ohne Manuskript, ohne Spickzettel zu halten imstande ist; wer krampfhaft an sein Blatt gebunden bleibt, errichtet selber eine Barriere zwischen sich und seinen Zuhörern. Der Begriff «auswendig» trägt also — auch in der deutschen Sprache — durchaus ein positives Vorzeichen, bezeichnet Freiheit, Unabhängigkeit, Souveränität. Einleuchtender noch wirkt er im französischen *par cœur*, im englischen *by heart*. Nicht nur ohne Krücke, ohne Buch und Blatt wird gesprochen, gesungen, gespielt, sondern aus dem eigenen Inwendigen, dem eigenen Herzen heraus.

Warum eigentlich ist alles Auswendiglernen in der Schule von heute so in Mißkredit geraten, warum wird es in einer Art und Weise vernachlässigt, die geradezu zum Aufsehen mahnt? Freilich kann sich der Gegner und Feind des Auswendiglernens auf kraftvolle Kronzeugen stützen. Daß Rousseau allem Auswendiglernen abhold war, sein Emil weder eine Fabel noch sonst etwas seinem Gedächtnis einprägte, ist eine logische Folge von Rousseaus Kulturpessimismus. Man denke an seinen Ausspruch: «Ich hasse die Bücher, sie lehren uns über Dinge reden, die wir nicht verstehen.»

Alles, was durch den menschlichen Geist endgültige Form gewonnen hat, was in dieser Gestalt überliefert wird, alle Tradition ist vom Übel. Warum sollte dieses Unheil durch bewußtes Festhalten, durch Auswendiglernen vermehrt werden?

Pestalozzi ist kein Kulturverächter. Aber auch er findet harte Worte gegen das Auswendiglernen. Was er geißelt, ist aber nicht das Lernen *par cœur*, das freie Vortragen dessen, was vorher zum eigenen Erlebnis geworden ist, sondern das gedankenlose Nachplappern von unverdaulichem Kram, das Maulbrauchen, das Lirilariwesen. « Unter Lirilariwesen in der Schule verstehe ich alles, was den Kindern so eine Art gibt, mit dem Maul ein Weites und Breites über die Sachen zu machen, hinter denen für sie nichts steckt und die sie nicht verstehen und nicht im Herzen tragen, mit denen man ihnen aber doch die Einbildungskraft und das Gedächtnis so anfüllt, daß das rechte Alltagshirn und der Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zugrunde geht. » Oder: « Langsam selber auf eigene Wahrheiten kommen ist besser als schnell Wahrheiten, die andere Leute einsehen, durch Auswendiglernen ins Gedächtnis bringen und, mit Worten gesättigt, den freien, aufmerksamen und forschenden Beobachtungsgeist seines eigenen Kopfes verlieren. » « So wie man anfängt, dem Kinde leere Wörter in den Mund zu legen und seinem Gedächtnis einzuprägen, von denen es weder durch die Gefühle seiner innern Natur noch durch die Sinneneindrücke seines äußern Lebens ein Realfundament ihrer wirklichen Bedeutung in sich selbst trägt, so legt man in dasselbe den Grundstein aller Verkehrtheit und aller Unnatur im Gebrauche der göttlichen Gabe der Sprachkraft; man legt in dasselbe den Grundstein aller Anmaßung und aller Verhärtung. » An anderer Stelle spricht Pestalozzi von « elenden, kraft- und anschauungslosen Wort- und Maulmenschen ».

Treffender als durch solche Aussprüche kann wohl die alte Lernschule, wie sie uns etwa noch in den Schriften eines Jeremias Gotthelf vor Augen tritt, nicht verurteilt werden. Die Arbeitsschule hat ja auch einen gründlichen Wandel gebracht. Auf Erarbeitung, Selbsttätigkeit, auf eigenes Suchen, Denken, Finden kommt alles an: « Langsam selber auf eigene Wahrheiten kommen. »

Hat man aber nicht dies eine, das Arbeitsprinzip, die Aktivität, doch vielerorts überspannt und das andere — man könnte es das Prinzip der Rezeptivität nennen — dabei verkümmern lassen? Nicht zu Unrecht wurde die alte Schule unter das Bild des Trichters, die extreme Arbeitsschule unter dasjenige der Pumpe gestellt. Aber so falsch es war, dem Kinde « Wahrheiten, die andere Leute einsehen », einzutrichtern, so falsch ist es andererseits, alles aus dem Kinde herausholen zu wollen, auf die Aufnahme und auch auf das Auswendiglernen « fremder Wahrheiten » völlig zu verzichten.

Unsere aus dem letzten Jahrhundert stammende ältere Generation war in dieser Hinsicht viel besser dran als die heutige Jugend: Aus der Kinderstube brachten wir eine Fülle von Sprüchlein mit, die, seitdem Gertrud Zürichers Verssammlung vergriffen ist, kaum mehr in Büchern aufzufinden sind: vom Hansjoggeli am Bach, vom Mareieli und vom Fandudeli, vom Bibabonehus und vom Bibabutzima. In Elementar- und Sekundarschulen wurde regelmäßig auswendig gelernt, Mundartliches, Hochdeutsches, später Fremdsprachiges. Dem Religionslehrer, der uns im siebenten Schuljahr in

Biblischer Geschichte unterrichtete, bin ich heute noch dankbar dafür, daß er uns Woche für Woche Sprüche aus dem Neuen Testament sauber in ein Heft abschreiben und auswendig lernen ließ. Und erst im Seminar! Was haben wir, die einen aus lauter Freude, die andern unter sanftem Zwang, memoriert: ganze Seiten aus Iphigenie, Tasso, Faust, auch längere Prosastellen, z. B. aus dem Grünen Heinrich! Heute hat man große Mühe, ein einziges sauberes Zitat herzubekommen. Der Respekt vor dem einmalig Geprägten, vor der endgültigen Form ist verlorengegangen. Das Gedächtnis wird nicht trainiert, vor allem nicht zur peinlich genauen Wiedergabe. Wir haben nicht schwer getragen an dem Schatz von Bibelversen, Sentenzen, Gedichten, die uns unsere Schule mit auf den Lebensweg gegeben hat. Die Stärkung des Gedächtnisses darf dabei als nicht geringer Aktivposten eingesetzt werden. Aber Hauptsache ist etwas anderes: Durch die oft wiederholten Sätze sind uns dauernde Wertmaßstäbe gleichsam in Fleisch und Blut eingegangen. Und wenn wir als Kinder, als junge Mädchen manches nur ahnend erfaßten, nicht wirklich verstehen konnten, weil auch der beste Lehrer die fehlende Erlebnisgrundlage nicht herzaubern kann: Als dann das Erlebnis kam, das überschäumende Glück und das tiefe Leid, die Enttäuschung, die Angst und das eigene Versagen, da war gleichsam die helfende, die rettende Form schon da, das kleine Einzelschicksal wurde dadurch ins allgemein Menschliche erhoben. Man war nicht allein mit seiner Freude, seinem Schmerz. Andere waren vorangegangen. Man fühlte sich brüderlich aufgenommen in die große Gemeinschaft der Liebenden, der Leidenden, der Kämpfenden. Man brauchte auch nicht umständlich nachzusuchen, in der Bibel, in den Klassikern. Das Wort war da, inwendig in uns, weil man es seinerzeit auswendig gelernt hatte.

Was aber auswendig gekonnte Verse dort bedeuten, wo alles, was an Werten, die in geschützter Kindheit, in geistdurchwehtem Schulunterricht aufgenommen worden ist, verteidigt werden muß gegen Ungeist, Gewalt und Unmenschlichkeit, das wurde mir zur kraftvollen Überzeugung anläßlich eines Vortrages, den ich vor zwei Jahren hörte. Eine feingebildete Frau, seinerzeit Hochschulprofessorin, sprach aus eigener Erfahrung über « den Kampf des Geistes im Konzentrationslager ». Jahrelang waren diese Frauen, Polinnen, Griechinnen, Jüdinnen usw., der entwürdigendsten Behandlung ausgesetzt. Ihre Seelen mußten Unsägliches erleiden, ohne irgendwelche Stärkung, Nahrung, Kraftzufuhr zu erhalten. Bücher, Zusammenkünfte, Gottesdienste waren untersagt. Was die auswendig gewußten, heimlich aufgeschriebenen, an Leidensgenossinnen weitergegebenen Verse und Zitate, was Worte von Homer, aus der Bibel, von Shakespeare und Goethe bedeuteten, wie sie den Willen zum Durchhalten stärkten, das Gefühl weckten, dieser innern Welt könne kein Feind etwas anhaben, von all dem vermittelte jener Vortrag einen unauslöschlichen Eindruck.

Ähnliches erzählt Ricarda Huch im Septemberheft der « Neuen Schweizer-Rundschau »: « Die Aktionen der Münchner Studenten gegen Hitler », dem letzten, leider Fragment gebliebenen Werk der geistig und menschlich überragenden Frau. Von Hans Scholl, einem ungemein sympathischen, tapfern Kämpfer gegen Hitlers Gewaltgeist, heißt es dort: « Zwei Gedichte liebte er besonders, den Liebesgesang des Korintherbriefes: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete“, und das kleine Gedicht von Goethe, in dem es heißt: „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten —

rufet die Arme der Götter herbei.“ Beide hatte er, schön geschrieben, immer bei sich. » Bevor er die Zelle verließ, um sein Todesurteil entgegenzunehmen, schrieb er an die Wand: «Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten.»

Neben dem, was der Mensch «uzwendig», von außen in sich hineinnimmt, neben Sinneswahrnehmungen und Erfahrungen, muß er auch fähig gemacht werden, kulturelle Werte aus Büchern in sich aufzunehmen, im Herzen zu tragen, Form und Gehalt dem Gedächtnis einzuprägen, damit alles «innewendig» in ihm wächst und bereit liegt, wenn es von außen her angefordert wird.

Praktikantinnen-Einsatz deutscher Lehrerinnen in der Schweiz

Irene Rohland.

Ein Artikel der Zeitschrift «Heute», wonach im Sommer 1948 200 deutsche Studenten nach der Schweiz eingeladen werden sollten, erregte in unserem Kreise — einem pädagogischen Abschlußlehrgang für Volksschullehrer und Lehrerinnen — verständlicherweise größtes Interesse. War es doch in guten Zeiten für jeden deutschen Lehrer geradezu eine Selbstverständlichkeit, einen Großteil seiner Ferien im Ausland zu verbringen, um den hierbei gesammelten Wissens- und Erfahrungsschatz später der lieben Jugend weitervermitteln zu können.

Der Gedanke an ein gemeinsames Erleben der Schweiz, zumal uns diese in politischer wie sozialer und pädagogischer Hinsicht vielfach als Vorbild hingestellt war, schien uns darum überaus wünschenswert. Ich wurde beauftragt, Schritte in diesem Sinne zu unternehmen, und wir hatten Glück: Pro Juventute nahm sich unserer Angelegenheit alsbald so resolut wie wohlwollend an, so daß unsere vagen Vorstellungen bald klar umrissene Formen gewannen. Die Bedingung, in der Schweiz bei überlasteten Bäuerinnen *Praktikantinnenhilfe* zu leisten, wurde in meinem Kreise mit freudiger Zustimmung aufgenommen. Wir Deutsche haben gelernt, einander Hilfe zu geben und — Hilfe zu nehmen. Warum sollten wir unsere jungen Kräfte nun nicht auch unsererseits und drüberhalb der Grenzen zur Verfügung stellen?

Die Schwierigkeiten auf Schweizer Seite, die Aktion einzuleiten und durchzuführen, mögen enorme gewesen sein, doch waren sie hier kaum geringer. Für 62 «Mann» im besetzten Deutschland Pässe und Visa zu bekommen, ist in der Tat eine Staatsaktion. Dazu kam, daß gerade zu dieser Zeit die Währungsreform in Kraft trat, wodurch viele Studierende in große Notlage gerieten. Ohne die überaus lebenswürdige und selbstlose Hilfe von Miss Dr. Edman, der Leiterin des Education Boarding in der US-Zone, hätten wir zu guter Letzt noch auf unser Vorhaben verzichten müssen.

So aber saßen wir am 23. Juli 1948 endlich doch im D-Zug nach Lindau, passierten ohne Schwierigkeiten österreichisches Gebiet und trafen gegen 13 Uhr sehr erwartungsvoll in St. Margrethen ein. Hier erwartete uns freundlicherweise die Leiterin des Praktikantinnen-Einsatzes, Frau B., noch dazu mit heißem Kakao und einem stattlichen Verpflegungspaket für jeden einzelnen — einer Stiftung des Schweizerischen Lehrerinnenvereins — wie wir zu unserer großen Freude erfuhren, und ich brauche nicht hinzuzufügen, daß uns da der Himmel mit einem Male voller Baßgeigen hing.